

Der lange Weg zur

So lange es Menschen gibt, so lange gibt es **Publikum**. Was als spontane Versammlung von Menschen begann, hat im Laufe der Jahrhunderte auch ein hochkultiviertes Gebilde wie das moderne Konzertpublikum hervorgebracht. Ein kleiner Streifzug durch die Geschichte von Clemens Haustein.

Als der Fagottist gerade mit seinem großen Solo begonnen hatte, setzte der Tumult ein. Das Publikum pffte, lachte, miaute, bellte. Von der Musik selbst war nur etwas zu hören, wenn der Lärm gerade einmal abebbte. „Der Tumult artete in einem Handgemenge aus. Mit schief gerutschtem Diadem in ihrer Loge stehend, schwang die alte Comtesse de Pourtalès ihren Fächer und schrie mit hochrotem Gesicht: ‚Zum ersten Mal seit sechzig Jahren wagt man es, sich über mich lustig zu machen!‘“, berichtete der französische Schriftsteller und Maler Jean Cocteau. Und Romola Pulskey, die spätere Frau des russischstämmigen Tänzers Vaslav Nijinsky, erinnerte sich noch Jahre danach an „eine schön gekleidete Dame in einer Seitenloge, die einen jungen Mann ohrfeigte, der sich in die nächste Loge hinüberschwang“.

Was sich eher nach Fußballstadion anhört, geschah am 28. Mai 1913 im prachtvollen Théâtre des Champs-Élysées in Paris. Und der Anlass war nicht etwa ein Boxkampf, sondern die Uraufführung von Igor Strawinskys Ballett „Le sacre du printemps“. Ein Skandal, der wohl vorbereitet war, schließlich hatte Sergej Diaghilew, der Impresario der Ballets Russes und Auftraggeber des Werkes, die Presse bereits zur Generalprobe eingeladen. Was es am Tag der Uraufführung zu hören gab, war also schon davor bekannt, der Skandal war

vorprogrammiert und wohl auch von Diaghilew gewollt – und entsprechend des Publikum hatte sich eingefunden.

Die Pariser Aufführung sagt viel aus über das Wechselspiel von Publikum und Künstler, die gegenseitig aufeinander angewiesen sind und die doch immer Gefahr laufen, sich gegenseitig misszuverstehen. Ebenso viel lässt sich ablesen über das ganz spezielle Publikum der „klassischen“, ernsten Musik, das im Laufe der Jahre einen so entschiedenen Kultivierungsprozess durchgemacht hat, dass im Konzertsaal bald strenge Regeln galten: Aufmerksames Lauschen auf das Dargebotene, absolute Stille, Beifall nur am Ende des Stückes, kein Gespräch, keine Bewegung; Meinung darf geäußert werden, aber erst, wenn alles vorbei ist – und möglichst in kultivierter Weise. Dass heute fast schon gelyncht wird, wer zur Musik des Abends mit einem klingelnden Handy beiträgt, ist vielleicht bedenklich, andererseits eine erstaunliche

Das Publikum pffte, lacht und bellte – und der Comtesse verrutschte ihr Diadem

Kulturleistung. Bis vor 150 Jahren hätte das vermutlich kaum jemanden gestört – hätte es denn damals schon Handys gegeben. Beim „Sacre“-Skandal werden all diese Regeln gebrochen – und zugleich wird dabei deutlich, was das Publikum der klassischen Musik ausmacht und wie sehr es sich von anderen Formen des Publikums unterscheidet.

So lange es Menschen gibt, so lange gibt es das Publikum. Eine Menge, die sich um einen Redner schart, eine Grup-



pe, die einen Kreis um zwei Kämpfende bildet, eine Gemeinde, die einem Schamanen bei der Verrichtung seines Werkes zusieht. Das Publikum als Gruppe von Menschen, die ein Ereignis verfolgt, wurde in jüngerer Zeit um das so genannte „disperse Publikum“ des Medienalters erweitert. Beim Verfolgen einer Fernsehsendung etwa sind die Mitglieder dieses Publikums räumlich voneinander getrennt. Jeder Einzelne verfolgt für sich alleine ein Ereignis, das jedoch zugleich für eine große Gruppe gedacht ist.

Das Fremdwort „Publikum“ ist am besten mit „Öffentlichkeit“ zu übersetzen. Im Englischen, wie im Französischen ist von „public“ die Rede, was abgeleitet von „publicus“ (lat.: dem Volk gehörig) „öffentlich“ meint. Und doch handelt es sich beim Publikum im gewöhnlichen Sinne eher um eine Teilöffentlichkeit, die sich aus einem bestimmten Anlass he-

Öffentlichkeit



Fotos: Wikipedia

Bereits im antiken Griechenland gab es einen Vorläufer des heutigen Konzerts: Im so genannten Odeion (Foto: Odeon des Herodes Atticus in Athen) traf man sich zum Sängerwettstreit oder zu Tanzaufführungen. Das kleine Foto zeigt Herbert von Karajan bei einem Gastspiel im Odeon des Herodes Atticus im Jahr 1939.

raus versammelt. Wenn von Publikum gesprochen wird, ist im strengen Sinn gemeint, dass jeder, der möchte, Zutritt haben kann, dass eine Person freiwillig, aus eigener Entscheidung an einem Ereignis teilnimmt – und dieses Ereignis ebenso auch wieder ungezwungen verlassen kann. Eine geschlossene Gesellschaft ist kein Publikum im eigentlichen Sinn. Ebenso geht an einer unter Zwang versammelten Menge, etwa bei einer ideologischen Massenveranstaltung, der Begriff „Publikum“ vorbei. Publikum ist etwas Lebendiges, ein Gebilde, das interagieren möchte, angeregt sein will, das zustimmen oder ablehnen möchte.

Im antiken Griechenland kam man der strengen Vorstellung von „Publikum“ schon sehr nahe: Jedermann hatte Zutritt zu den Aufführungen in den Theatern – ausgenommen die Sklaven. Im alten Rom kam es dann schon zu einer

Aufspaltung in verschiedene Arten von Publikum, entlang gesellschaftlicher und sozialer Abstufungen. Zur oft derben Komödie hatte die gesamte Gesellschaft Zutritt, die vielschichtigere und feinsinnigere Tragödie war hingegen nur der römischen Elite vorbehalten. Auch Vorläufer des heutigen Konzertes gab es damals schon: Im so genannten Odeion – im Gegensatz zum Theater ein überdachtes Gebäude – traf man sich im antiken Athen zum Sängerwettstreit oder zu Tanzaufführungen. Das Publikum nahm auf den kreisförmig angeordneten Stufen Platz. Dass die Aufführung von Musik einen akustisch geschützten Platz benötigt, empfand man schon damals.

Vieles spielte sich aber unter freiem Himmel ab – und führte damit zu spontanen Menschenansammlungen. Das ganze Mittelalter hindurch bis ins 18.

Jahrhundert hinein wird das auch für die Musik ein bestimmendes Muster sein: Gespielt wird, wo gerade Menschen sind – auf dem Marktplatz, im Gasthaus. Der Musiker wie auch der Schauspieler sucht sich sein Publikum. Heute gehen die Zuhörer gewöhnlich zum Künstler in den Konzertsaal.

Aus der Macht der Kirche und der zunehmenden wirtschaftlichen Kraft von Fürstentümern und Herzogtümern entstanden bald drei Bereiche, in denen Musik gepflegt wurde: Kirche, Höfe und das einfache weltliche Leben in Städten und Dörfern. Das Publikum könnte nicht unterschiedlicher sein: gebildet in Klöstern und Schlössern, derb in den Wirtschaftshäusern und Schenken. Entsprechend unterschiedlich klang die Musik. Gebrauchsmusik war es zu dieser Zeit noch in allen drei Bereichen: mal gehobener, mal derbe Unterhaltung, mal Lob Gottes.

Foto: Ullsteinbild



Auftraggeber und Publikum zugleich für viele Künstler war lange Zeit der Adel. Auf dem Foto links spielt Mozart für Wiener Adelige und Künstler aus seinem „Don Giovanni“. Kleider machen Leute: Das Foto links unten zeigt die Pariser High Society beim Verlassen der Opéra Garnier nach einer Aufführung zur Zeit Ludwig XV.

Foto: Ullsteinbild



Zu einer Pflege des rein „Ästhetischen“ der Musik kam es erst später in den bürgerlichen Konzerten mit ihrem gebildeten, urteilskräftigen Publikum. Die Dreiteilung des Publikums wird bis ins 19. Jahrhundert hinein bestehen bleiben. Allerdings mit unterschiedlicher Gewichtung und mit zunehmender Vermischung. Wer in der Leipziger Thomas-Kirche die Kantaten Bachs hört, ist nicht mehr Mönch, sondern Bürger und Teilnehmer am städtischen Leben.

Die entscheidende Veränderung im Bezug auf Theater, Konzert und Oper war die Entwicklung eines bürgerlichen Publikums seit dem 17. Jahrhundert. Seit etwa 1620 sind erste „Collegia musica“ bekannt, vor allem aus dem schon damals stark bürgerlich geprägten England. 1701 gründete Georg Philipp Telemann in Leipzig sein „Collegium“, das aus musizierenden Bürgern und Studenten bestand und in Kaffehäusern Konzerte veranstaltete. Johann Sebastian Bach wird dieses Collegium im Jahr 1729 überneh-

men und mit den Konzerten im „Café Zimmermann“ seinen Beitrag zur bürgerlichen Musikkultur Leipzigs leisten. An Bachs Person lässt sich exemplarisch das Schaffen für unterschiedliche Adressaten beobachten: Er schrieb für den Hof (als Kapellmeister am fürstlichen Hof von Köthen), die Kirche (als Thomas-kantor) und für bürgerliche Konzertveranstaltungen. Für jeden der drei Bereiche traf er den richtigen Ton: Ein humorvoll-ironisches Werk wie die so genannte „Kaffee-Kantate“ BWV 211 ist nur für das bürgerliche Publikum im „Café Zimmermann“ denkbar.

In den folgenden Jahren verschob sich die Wichtigkeit der drei verschiedenen Aufführungsorte immer stärker zum bürgerlichen Konzert hin. Um beim Leipziger Beispiel zu bleiben: Aus den Konzerten im „Café Zimmermann“ hatte sich das so genannte „Große Concert“ gebildet – später entstanden daraus die „Gewandhaus-Konzerte“. Der Rahmen wurde immer größer, das Publikum immer zahlreicher. Auslöser dieser Entwicklung waren die revolutionären Gedanken der „Aufklärung“: Jeder kann am öffentlichen Leben teilhaben, es gestalten, sich engagieren, sich bilden. „Öffentlichkeit“ war ein Schlüsselbegriff aufklärerischen Denkens.

Dazu gehörte auch, dass das Publikum ein „tätiges“ war, dass es selbst Musik machte. Ende des 18. Jahrhunderts beginnt das „Dilettieren“, der Selbstversuch in den verschiedenen Künsten, die Gründung von Laienorchestern und -chören. 200 Jahre später wird für jeden bürgerlichen Haushalt zum guten Ton gehören, dass ein Klavier im Wohnzimmer steht. Entsprechend reagieren die Komponisten: Angefangen mit Schuberts „Moments musicaux“ entstehen für die bürgerliche Hausmusik einfach zu spielende Stücke, vierhändige Werke, später Berge von

Salonmusik. Die musikalische Beschlagenheit des Publikums hatte auch Auswirkung auf die Berufsmusiker: Der Kult des Virtuosen, etwa bei Paganini und Liszt, war auch ein Akt der Abgrenzung von technischen Fähigkeiten, die mittlerweile einer breiten Masse zur Verfügung standen. Überhaupt trat zu dieser Zeit immer stärker der Interpret in den Fokus des Publikums, vor allem dessen Kunst wurde bewundert, der Schöpfer eines Werkes geriet in den Hintergrund.

Eine „Öffentlichkeit“ im strengen Sinn war auch dieses Publikum nicht. Zutritt zu den Konzerten hatte nur, wer die Eintrittspreise zahlen konnte und über entsprechende Bildung und das passende Benehmen verfügte. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden „Volkssymphoniekonzerte“ für Arbeiter und wenig begüterte Bürger veranstaltet, zu günstigen Eintrittspreisen. Die Schonbezüge wurden zu diesen Terminen allerdings auf den Sitzen gelassen, wie etwa aus Leipzig berichtet wurde.

An der Form „Konzert“ hat sich seitdem wenig verändert – an der Zusammensetzung des Publikums schon. Vielleicht lässt sich beim heutigen Publikum der klassischen Musik erstmals von einer

**Fast langweilig:
Gebuht wird zwar
noch, aber zu
Randalen kommt
es nicht mehr**

„Öffentlichkeit“ im strengen Sinne sprechen: Jeder hat Zugang, der den Eintrittspreis bezahlen möchte, selbst Kleiderregeln – früher ein Mittel der Distinktion – sind nicht mehr verpflichtend.

Das Publikum ist demokratischer geworden. Seltsamer Gang der Geschichte, dass gerade jetzt das Interesse am klassischen Konzert immer weiter nachlässt. Vorbei sind allerdings die Zeiten, da eine Aufführung wie Strawinskys „Sacre“ das Publikum handgreiflich werden ließ. In Bayreuth wird gewöhnlich noch kräftig gebuht, zu Randalen kommt es allerdings nicht mehr. Vielleicht ist das sogar ein bisschen langweilig. ■